GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Amor und die Schuhfabriken : Erzählung der Ehekrise, Erzählung des 'Ich'

Arni, Caroline

2003

https://doi.org/10.25595/986

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Arni, Caroline: *Amor und die Schuhfabriken : Erzählung der Ehekrise, Erzählung des 'Ich'*, in: L' homme : Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, Jg. 14 (2003) Nr: 2, 225-243. DOI: https://doi.org/10.25595/986.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.7767/lhomme.2003.14.2.225

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Amor und die Schuhfabriken

Erzählung der Ehekrise, Erzählung des ‚Ich'[1]

Caroline Arni

Über das Schreiben des Liebenden berichtet Roland Barthes: „Ich kann nicht *mich* schreiben. Was wäre das für ein Ich, das sich schriebe? In dem Masse, wie es ins Schreiben einträte, liesse das Schreiben es schrumpfen, eitel werden; eine fortschreitende Abnutzung wäre die Folge, in die nach und nach auch das Bild des Anderen einbezogen würde (*über* etwas schreiben heisst es verjähren lassen), ein Ekel, der als Schluss lediglich ein *wem nützt es*? zuliesse."[2] Was dem Liebenden widerstrebt – dass der Abnutzung anheim fällt, was geschrieben wird –, das mag umgekehrt demjenigen, der in der Liebe scheitert, willkommen sein: wenn nämlich die Erfahrung des Nichtliebens, des Zu-wenig-Liebens der Verjährung übergeben werden kann, indem über sie geschrieben wird.

Um ein solches Schreiben, um die Erzählung eines Schuhmachers über seine missglückte Ehe geht es in diesem Artikel. Diese Erzählung hat einen Titel: Mit „Geständnis und Vorkehren meines Ehelebens" überschreibt Jakob Linder die Geschichte seiner Ehe, die er schreibt, um zu *gestehen*, was sich ereignet hat, eine Geschichte nämlich, die nicht einfach vorgefallen ist, sondern die ihm geschehen ist, in die er auf eine Weise verstrickt ist, die ihm Rechenschaft abverlangt. Die Interpretation dieser Erzählung möchte ich zudem fruchtbar machen für einige Überlegungen zum schreibenden ‚Ich', fordert doch das Genre des autobiographischen Dokumentes immer wieder dazu heraus, über den Sta-

1 Dieser Artikel ist die stark erweiterte und überarbeitete Fassung eines an der HistorikerInnentagung für Frauen-, Männer- und Geschlechtergeschichte im Februar 2002 an der Universität Zürich gehaltenen Vortrages. Ich danke den dort anwesenden KollegInnen für Kritik und Anregungen. Die Publikation der Tagungsbeiträge konnte ich hier leider nicht mehr einbeziehen; vgl. Marguérite Bos u.a. Hg., Erfahrung: Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffes in der Geschlechtergeschichte, Schweizerische HistorikerInnentagungen, 11, Zürich 2003 (im Erscheinen). Vgl. den Tagungsbericht von Marianne Hänseler in: L'Homme Z.F.G., 13, 1 (2002), 122–124. Besonders danken möchte ich Claudia Honegger, die viel Unnötiges aus diesem Artikel vertrieben und mich an das Wesentliche des Materials gemahnt hat, und den Herausgeberinnen dieses Heftes, Brigitte Schnegg und Susanna Burghartz, für ihre sorgfältigen und kritischen Kommentare.

2 Roland Barthes, Fragmente einer Sprache der Liebe, Frankfurt a. M. 1984, 190f.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

tus des Individuums und des Subjektiven in der Geschichtsschreibung nachzudenken.[3] Diese Thematik scheint mir untergründig auch in der seit längerem anhaltenden geschlechtergeschichtlichen Diskussion um „Diskurs versus Erfahrung" virulent: In dem, was zunächst als eine Debatte um die epistemologische oder gar quasi-ontologische Primordialität von „Diskurs" oder aber „Erfahrung" erscheint, steht nicht selten Ersteres als unerkannter Platzhalter für Gesellschaftliches, Objektives, Allgemeines und Letzteres für Individuelles, Subjektives, Singuläres. Damit aber gerät eine ganze Reihe von Kategorien in den Sog einer unnötigen Polarisierung, die Unterschiedliches zu Antagonistischem hypostasiert. Zwar scheint die Polarisierung all dieser Kategorien seit geraumer Zeit konzeptuell überwunden und wird jedenfalls vielfältig bearbeitet – und doch sucht ganz offensichtlich das Zusammendenken von ‚Ich' und Sozialem das historiographische Metier anhaltend als Problem heim, oder wird zumindest anhaltend problematisiert. Die geschlechtergeschichtliche Erfahrungsdebatte handelt auch und zu einem guten Teil davon.[4] Mit einem Seitenblick auf diese Diskussionen möchte ich versuchen, die Materialanalyse zu verbinden mit einigen Gedanken zum Gebrauch der Kategorien Identität und Erfahrung im Medium des Erzählens.

Die Ehe schreiben. Fragen an eine Erzählung

Am 25. Mai 1915 schreibt der Schuhmacher und Handlanger Jakob Linder in ungelenker Grammatik und sorgfältigster Sonntagsschrift:

> Bedreffs Ehesachen ist es aufrichtig so, ich hatte nie die rechte Liebe gehabt u. desshalb auch nicht erzeigen können, hingegen die Frau erzeigte Liebe zu mir die ersten 2–3 Jahre und sie fragte mich sehr viel, warum bin ich dir nicht lieb, worauf ich ihr kurzen Bericht gab, was sie eigentlich auch meine, aber die Frau wusste es ja ganz gleich, wenn ich schon ausreden wollte vor ihr u. ich machte diss auch in der Absicht, dass ich immer dachte, es ändere vielleicht noch auf eins odr. andere Weise, und ist jetzt auch so gekommen, aber nicht auf diese Art, wo ich die ersten Jahre noch hoffte.[5]

3 Vgl. zur Diskussion zum Beispiel Philippe Artières u. Dominique Kalifa Hg., Histoire et archives de soi, Sociétés et représentations, 13 (2002); Kaspar von Greyerz u.a. Hg., Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500–1850), Köln/Weimar/Wien 2001.

4 Auf diese weitgehend implizite Grundierung der Erfahrungsdebatte in der Geschlechtergeschichte hat Lynn Hunt schon vor längerem hingewiesen: Lynn Hunt, Psychoanalysis, the self, and historical interpretation, in: Common Knowledge, 6, 2 (1997), 10–19.

5 Bericht des Ehemannes zu Händen des Amtsgerichts, 25.5.1915, Staatsarchiv Bern (im Folgenden: StAB), Bez. Bern B 3478, 155/15. Hier und im Folgenden wird das Dokument in seiner originalen Orthographie wiedergegeben. Die Namen sind aus Gründen der Anonymisierung fiktiv. Das Dokument stammt aus dem Quellenkorpus, den ich in meiner Dissertation bearbeitet habe, Caroline Arni, Ehe, Paare. Krisen der Geschlechterbeziehung um 1900, Dissertationsschrift an der Universität Bern 2002 (erscheint 2004 als Buch bei Böhlau Wien/Köln/Weimar). Es handelt sich dabei um 479 am Amtsgericht Bern in den Jahren 1912–1916 verhandelte Scheidungsprozesse, die außerordentlich gut dokumentiert sind, liegen doch nicht nur die Verhandlungsprotokolle und Urteile vor, sondern nebst weiteren amtlichen Dokumenten wie Klageschriften, ZeugInnenaussagen oder Berichten von Fürsorgebehörden auch Liebes-

Diese Passage ist das Herzstück einer Erzählung, die sich über vier großformatige Seiten und über zehn Lebensjahre des Schreibenden erstreckt und die Jakob Linder ans Amtsgericht Bern richtet. Dieses Gericht, dies sei hier vorab zur Klärung erwähnt, ist ein ‚männliches', aber kein ‚bürgerliches' und kein ‚Juristengericht'. Das bernische Amtsgericht ist ein Kollegialgericht; es besteht aus einem Gerichtspräsidenten und einem Gerichtsschreiber, beide mit Notariatspatent, sowie vier Laienrichtern, die qua ihres Berufes und ihrer politischen Zugehörigkeit die (männliche) Bevölkerung in ihrer Breite repräsentieren sollen.[6] Vor diesem Gremium hat Jakob Linder zu erscheinen, da seine Frau Marie Linder-Gloor einen Scheidungsprozess gegen ihn angestrengt hat.

Was fange ich an mit diesem Dokument, mit dieser Passage, wenn ich begreifen möchte, wovon diese Geschichte einer missglückten Liebe zeugt, was sich in ihr artikuliert und inwiefern sich aus ihr ein Beitrag zur Erklärung der Eheproblematik gewinnen lässt? Dokumentiert das Schreiben die Erfahrung eines Liebesmangels und kann ich daraus schließen, dass die Ehe eben daran gescheitert ist? Das hieße, die Erzählung als Abbildung von Erfahrung behandeln, sich ganz auf die Begründung des Autors verlassen und die Interpretation im Informationsgehalt des Dokumentes aufgehen lassen. Artikuliert sich im Schreiben des Jakob Linder ein Diskurs, gar einer, der ihn hinter seinem Rücken zum Konstrukteur oder Dekonstrukteur seines Geschlechts macht? Mag sein, doch: Was wissen wir dann von ihm und der Geschichte seiner Ehe? Oder bricht sich hier ein ganz subjektives, ganz singuläres, gar exzeptionelles Unglück Bahn? Auch das mag sein, nur: Was wissen wir dann über die Gesellschaft, in der sich solches ereignet? Soll das ganze Reden über die Liebe interpretiert werden als ex post-Rationalisierung eines angeklagten Ehemannes vor Gericht? Freilich ist der Scheidungsprozess eine immer auch strategische Situation, die spezifische Aussagebedingungen schafft und in der es um gewichtige Einsätze geht – doch wüsste die so interpretierte Erzählung nichts von den Nöten und Gewissheiten des Jakob Linder, sie ginge auf in strategischer Motivation, und kaum etwas wäre beim Wort genommen, was zu sagen dem Schreibenden derart dringlich erscheint, dass er diesen ausführlichen Bericht über sein Eheleben schreibt. Und auch wenn sich die schlichte Existenz dieser vier Seiten zunächst erklären lässt mit der Tatsache, dass Jakob Linder mittellos war und sich keinen Anwalt leisten konnte, so ist doch damit die Gestalt der Erzählung nicht plausibel gemacht. Es ist nicht ersichtlich, wieso Jakob Linder seinen Bericht beginnt mit den Sätzen:

> Als ich zirka 20 Jahre alt war, kaufte ich mir ein Heimwesen, den ‚Schäfter' genannt in unt. Frittenbach b. Zollbrück, für fr. 5'500. Ich hatte aber sozusagen kein erspartes Geld, mit zwei fremden Bürgen, nahm ich das notige Geld bei der Bank auf, für die Liegenschaft. Von meiner ledigen Zeit, erspartes Geld zu haben, war mier eine Kunst, denn bis ich 19. Jahr alt war,

briefe, Familienkorrespondenz, Arbeitszeugnisse sowie vereinzelt autobiographische Erzählungen der Eheleute zu Händen der Richter und Anwälte.

6 Im Jahre 1915 sind dies ein Buchdrucker, ein Landwirt, ein Notar sowie ein vierter Laienrichter, dessen Beruf ich nicht ermitteln konnte. Als Ersatzrichter amten ein Gemeindeschreiber, ein Armeninspektor, ein Notar und der Berner Arbeitersekretär. Vgl. zur Organisation des Amtsgerichtes: Hermann Rennefahrt, Grundzüge der bernischen Rechtsgeschichte, Bern 1928–1936, 4, 37f u. 135 sowie Walter Krebs, Zivilprozessgesetze für den Kanton Bern, Bern 1918, 150f.

> musste ich als ältester Sohn, meinen Eltern helfen, die auch im Frittenbach, ein ziemlich grosses, sehr steiles Bergheimwesen hatten und noch sechs unerzogene Kinder (Geschwister zu mir.) Der Vater betrieb zur Landwirtschaft noch das Schustergewerbe, aber war auch immer, so lange er in Frittenbach wohnte, in gedrückter finanzieller Lage, trotz dass er als ein sehr arbeitsamer, rechtschaffener, Linder überall bekannt u. geliebt war.

Es wäre nicht erklärt, wieso die eingangs zitierte Passage über die Liebe Klimax der Erzählung ist und wieso die Erzählung ihrem Ende zugeht, indem sie einen Sachverhalt fast beiläufig erwähnt, der doch in einem Scheidungsprozess, in dem der Ehemann sich zu verteidigen hat, eine Hauptsache sein könnte und der Verteidigung durchaus dienlich wäre:

> Nun als ich diesen Frühling 2 Mt. Nach Deutschland gezogen bin, als Mechaniker, um wie gemeint, mehr Geld zu verdienen als in hier, hatte sich nun bedr. Verhalten, meiner Frau verschiedenes abgespielt, denn sie ging mit andern u hatte auch einer bei ihr geschlafen u einer hat schon versch. Gerätschaften eingekehrt u denkt sie später zu heiraten u drum wär mein einziger Wunsch, dass es auf eine Art, baldmöglichst Änderung gibt …

Es geht in diesen vier Seiten um mehr als die Rechtfertigung einer von beiden Eheleuten gewünschten Scheidung. Und es ist die intensive narrative Qualität des Schreibens, die auf dieses Mehr verweist: Jakob Linder gibt seinen Aufzeichnungen einen Titel, er akzentuiert das eine, erwähnt das andere nur beiläufig, er sequenziert Geschehnisse entlang einer chronologischen und logischen Ordnung. Und er war nicht der Einzige, der sich in dieser Weise an die Berner Amtsrichter wandte: Eine Landarbeiterin hebt in ihrem ausführlichen handschriftlichen Bericht an mit „Dies ist mein Lebenslauf seit dem 9. Juli 1889 mit Koller Josef …", eine Fabrikarbeiterin berichtet unter dem Titel „Aufzeichnungen der Frau Kiener über ihre eheliche Leidensgeschichte", ein Sekundarlehrer will „mit ein paar Strichen das Charakterbild meiner Frau … entwerfen" und schreibt sich dann detailreich von Episode zu Episode durch die Jahre seiner Ehe.[7] Wieso, so ließe sich kontrafaktisch fragen, wieso präsentieren Eheleute ihr eheliches Scheitern nicht in der Form einer Liste der Vergehungen und Verfehlungen ihrer Gatten, Gattinnen? Oder als Diagramm, das den Niedergang ehelichen Glücks und die Kumulation ehelichen Leidens über die Jahre hinweg darstellt? Und näher an dem, was hier vorliegt: Warum *erzählt* Jakob Linder die Geschichte seiner Ehe, und warum erzählt er sie so, wie er es tut?

Krise des Schuhhandels, kein Liebesverhältnis. Erzählung der Ehe

Marie Linder-Gloor begründet den bernischen Richtern ihr Scheidungsbegehren zum einen mit den wiederholten Ehebrüchen und andauernden Liaisons ihres Mannes, zum andern mit dessen Weggang nach Deutschland: Jakob Linder habe, so steht in ihrer Klageschrift zu lesen, mit „Frauenspersonen intim verkehrt" und vor einiger Zeit die Familie völlig mittel-

7 Die hier zitierten Fälle stammen aus demselben Quellenkorpus wie der Fall Jakob und Marie Linder-Gloor, vgl. Anm. 5.

los in Bern zurückgelassen.[8] Während Jakob Linder in seinem *Geständnis* seines *Ehelebens* diese ihm vorgeworfenen Ehebrüche überhaupt unerwähnt lässt und über die Untreue seiner Gattin kaum ein Wort verliert, schildert er ebenso umsichtig wie ausführlich seinen Liebesmangel und die Geschichte seiner ökonomischen Unternehmungen.

Das Gewicht des Ökonomischen zeigt sich prägnant darin, dass die Erzählung in der zitierten Passage mit dem Kauf des Heimwesens anhebt und gleichsam genealogisch bis zum väterlichen Fleiß zurückgreift. Auf seinem Heimwesen, so geht Linders Erzählung weiter, habe er zunächst noch ledig Landwirtschaft und Schuhmacherei mit ein bis zwei Gesellen betrieben und so ungefähr ein Jahr lang „meisteriert" und „betr. Möbel, Maschinen u. Werkzeug, alles ziemlich flott eingerichtet u. angeschaft", wenn auch bereits damals zusätzlich zum Bankkredit einiges an Warenschulden angefallen sei. Auf die Eheschließung folgte dann ein ökonomischer Niedergang: Da die Geschäfte an Linders Heimatort zu wünschen übrig ließen, zog das Paar in eine Ortschaft in der Nähe von Bern. Man beschäftigte dort zunächst einige Arbeiter, fabrizierte Holzschuhe, sohlte und reparierte, doch bedrängt von Kreditschulden und der Konkurrenz expansiver „Schuhfabricken", die „ja alle kleinern Geschäfte übernehmen wollten", blieb der kleine Gewerbebetrieb immer krisenhaft. Man habe zusätzlich auf Handel und Reparaturen von Velos und Nähmaschinen gesetzt, auch mit zwei Pferden Transportarbeiten übernommen, mit Alteisen und Metall gehandelt – doch aller Verdienst „ging uns an dem kritischen Schuhandel kaput". Der Betrieb endete schließlich im Konkurs, obschon er, wie Linder anfügt, „bis auf den letzten Tag der Konkurseröffnung" von reisenden Kaufleuten frequentiert worden sei und man also gewusst habe, „dass wir arbeitsame Leute waren u. ich auch kein Trinker bin". „Fast unbemittelt" begab sich die Familie nach Bern, Jakob Linder versuchte sich dort kurz als Lumpen- und Knochenhändler und zog schließlich in der Hoffnung auf Verdienst als Mechaniker nach Deutschland.[9]

Diese Geschichte des ökonomischen Scheiterns ist eng verflochten mit der Geschichte der missglückten Liebe. Als sein Gewerbebetrieb eingerichtet gewesen sei, erzählt Linder, hätten ihm „Eltern wie Nachbarsleute" eine Heirat nahe gelegt: „es fehle mir jetzt nur noch eine Frau", habe man gesagt, und selbst habe er auch eingesehen, dass er eine Frau in Haushaltung und Gewerbebetrieb brauche, doch: „ich fühlte mich immer noch zu jung u. fand auch nicht den Anschluss, den ich möchte". Im Herbst 1909, Jakob Linder war 21-jährig, sei schließlich ein Freund zu ihm gekommen und habe ihm von seiner Schwägerin erzählt, „ein arbeitsames, fleissiges Mädchen"; im Gegenzug musste ihm Linder die „schönste Tanne" aus seinem Wald versprechen, sollte es zur Heirat kommen. Er habe sich dann auch dazu bewegen lassen, die junge Frau kennen zu lernen:

> ich ging an einem Abend zu der Familie Blaser u Suter, gerade in meinem Werkstattkleidern u. verkehrte auch etwas nur ganz weniges in Gespräch mit dem Fräulein u. dachte noch selbigen Abend nicht, dass ich mein Versprechen (bedr. d. Tanne) halten müsse u. ging ruhig wider in mein nahes Heim.

8 Klageschrift der Ehefrau, 15.10.1915, StAB, Bez. Bern B 3478, 155/15. Von Marie Linder-Gloor ist kein Dokument von eigener Hand vorhanden; ihre Sicht der Dinge ist relativ knapp in der vom Anwalt verfassten Klageschrift sowie in ihrer Aussage vor Gericht dokumentiert.

9 Zum Zeitpunkt des Scheidungsprozesses und der Niederschrift seines Berichtes lebte Linder wieder in Bern.

Man sei aber gleichwohl in „brieflichen Verkehr" getreten, und schließlich habe er „auf vielfache anstrengung" der Eltern nach anderthalb Monaten Bekanntschaft das Mädchen geheiratet. Und nicht allein das ihm äußerliche elterliche Drängen, sondern die eigene Einsicht in das elterliche Argument bewogen Jakob Linder zu dieser Entscheidung, an die er sich als pragmatisches Handeln wider die Neigung des Herzens erinnert:

> weil ich halt eine Frau in mein Geschäft haben musste u. dieselbe ein fleissiges, arbeitsames Mädchen war, aber die rechte Liebe hatte ich nie zu meiner Frau, das spürte ich immer u. – meine Frau sagte mir diss auch schon das erste Jahr, aber bleiben immer friedlich beisammen u. waren vor andern Leuten auch sehr verschwiegen bedr. unserem nicht ruhmvollen, Liebesverhältniss.[10]

Jakob Linder erzählt die Geschichte eines jungen Mannes, der mit dem Herzen suchte und mit dem Notwendigen rechnete, einer, der den *Anschluss* nicht fand, den er *gemocht* hätte, der aber einsah, dass er eine *fleißige* und *arbeitsame* Frau in Haushalt und Gewerbe *brauchte*. Diese Diskrepanz zwischen Wunsch und Einsicht ließ sich nicht einebnen, nicht im ersten Jahr und auch nicht in den folgenden. In dieser Fatalität konnte sich das Paar als Ehepaar zwar einrichten, ohne Zank *blieb* man *beisammen*, doch ein Glück ließ sich darauf nicht bauen, und nicht einmal ein Stolz über ein doch immerhin nicht selbstverständliches *friedliches* Arrangement ließ sich daraus gewinnen. Hätten die Andern gehört, was ihnen *verschwiegen* wurde, hätte ihr Blick gesehen, was ihm verhüllt wurde, so hätte sich darin nichts *Ruhmvolles* gespiegelt, nichts, worauf Jakob Linder hätte stolz sein können, es wäre aus ihm keine Anerkennung zu gewinnen gewesen. Vor dem missglückten Liebesverhältnis, um das man zu zweit wusste, verblasste die Fähigkeit zum *friedlichen Beisammensein*, verblasste so sehr, dass sie nicht nur im eigenen Empfinden, sondern auch im angenommenen Urteil der Andern das Fehlen von Liebe nicht aufzuwiegen vermochte.

Dieser Blick der Andern macht das verfehlte Liebesverhältnis zur endgültigen Gewissheit, wie sich umgekehrt auch ein gelungenes in ihm zu bestätigen hätte. Das wird deutlich in den ‚Beweisen', die Jakob Linder aufführt:

> Ich zog mich bedr. ehelichen Verpflichtungen immer mehr zurück, das muss ich aufrichtig gestehen, weil ich einfach keine Liebe u Freude hatte zu meiner Frau z. beispiel dass wir zusammen, an Sonntagen odr. Abenden, einen Spaziergang machten, das war ausgeschlossen, denn jedes ging allein odr. mit andern, auch schon Hochzeitsreise hatten wir keine gemacht, ich könnte noch viele Zeugnisse aufführen, dass das Liebesverhältnis, nie ein richtiges war.

Nebst der gemeinsamen Mahlzeit erscheint der Spaziergang im Reden über die Ehe vor Gericht als jene Tätigkeit, die für das steht, was an der Ehe über funktionale Arbeitsteilung und sexuelle Gemeinschaft hinausgeht. Anders als die Mahlzeit vollzieht sich der Spaziergang jedoch gewöhnlich in der Öffentlichkeit und ist entsprechend nicht nur inti-

10 Hervorhebungen im Original.

mes Ritual, sondern ritualisiert ‚veröffentlichte' Intimität. Was die Hochzeitsreise einmalig tut, das leistet der Spaziergang immer wieder: Er realisiert das Paar – die Zweisamkeit, die Zusammengehörigkeit – im eigenen und im Blick der andern und kommt denn auch als ein eigentlicher Topos zur Anwendung, den Jakob Linder ganz sinnlogisch zusammen mit der Hochzeitsreise erwähnt. In einen Satz zusammengezogen, stiften die Hochzeitsreise und die Spaziergänge eine Kontinuität: Hatte zu Beginn der Ehe nichts Anlass gegeben zu einer feierlichen Reise, so gab es in den folgenden Jahren keine geteilten Wege, auf denen die Herzen im Einklang geschlagen hätten und die Worte im Takt gemeinsamer Schritte gefallen wären. Und beide, die nicht unternommene Hochzeitsreise und die unterlassenen Spaziergänge, verweisen als Zeichen des Mangels noch weiter zurück auf die Anfänge der Beziehung: auf jenen ersten Abend nämlich, als Jakob Linder eher unwillig und so ganz gegen die Konvention in *Werkstattkleidern* auf Brautschau gegangen war und *nur ganz weniges* mit dem Mädchen gesprochen und *ruhig* seinen Weg zurück nach Hause beschritten hatte.

Solche Nachlässigkeit und solche Regungslosigkeit breitet Jakob Linder nicht zufällig aus: Zeugen die Werktagskleider von Unwille, so stehen die wenigen Worte und der ungerührte Schritt für Desinteresse, und beides zusammen wird zum Signum eines emotionalen Nicht-Engagements, das eben nicht nur anfänglich, sondern ursprünglich war. Mit dem Motiv des Ursprungs, der anders als ein Anfang nicht einfach am Beginn von etwas steht, sondern das Kommende schon in sich beschließt, spielt die Kontinuität des Liebesmangels andeutungsweise auch in die Kausalität – dass die Liebe nicht kam, verweist darauf zurück, dass in der ersten Begegnung nicht einmal eine Ahnung von ihr vorhanden war. Die *Tanne* im Kopf ist dann ein veritables „Beziehungsidiom": Heimgehend denkt Jakob Linder, dass er sie nicht fällen wird, weil er in dem Mädchen, das ihm vorgestellt wurde, nichts gefunden hat, an das er hätte *anschließen* können, das Zusammengehörigkeit verheißen hätte.[11] Mit all diesen sichtbaren und chronologisch verknüpften Zeichen – Kleider, Reise, Spaziergänge – lässt der Schreibende aber auch ahnen, dass die Andern während der ganzen Jahre hätten sehen können, was ihnen verschwiegen wurde, dass diejenigen unter ihnen, die die Zeichen zu lesen verstanden, um den Mangel wussten.

In Jakob Linders Erzählung wechseln sich die Geschichte der gescheiterten ökonomischen Unternehmungen und die der verfehlten Liebe passagenweise ab und verschlingen sich ineinander zur Geschichte einer Ehe. End- und sozusagen letztgültig verflochten aber sind diese beiden Stränge dort, wo die Erzählung mit der bereits zitierten Passage ihrem Ende zugeht, wo *einer* – ein anderer – bei Marie Linder *schläft* und seine *Gerätschaften einkehrt* und sie *zu heiraten gedenkt*, dort also, wo etwas Neues anhebt, etwas, das Marie Linder diesmal glücken könnte, mit anderen Worten: wo Jakob Linder ersetzt ist an Leib und Gut sozusagen, als liebender Ehemann und als wirtschaftender Familienvater.

11 Zum Eigentum als „Beziehungsidiom" (Esther Goody) in unterbürgerlichen Schichten: Hans Medick u. David Sabean, Emotionen und materielle Interessen in Familie und Verwandtschaft: Überlegungen zu neuen Wegen und Bereichen einer historischen und sozialanthropologischen Familienforschung, in: dies. Hg., Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung, Göttingen 1984, 27–54, 34ff.

Arbeitsam, liebeswillig. Erzählung der Person

Für die Erklärung des ehelichen Scheiterns erscheint diese letzte Passage so nebensächlich, wie es ihr Ort in der Erzählung suggeriert: Jakob Linder berichtet von der Treulosigkeit seiner Ehefrau nicht, um den Bruch argumentativ zu begründen, sondern nur um ihn festzustellen, um den Scheidungswunsch Marie Linders zu bestätigen. Deshalb wünscht auch er, dass es eine *Änderung* gebe, dass die Richter ein Einsehen haben und die Ehe scheiden. Wohl ist der Ehebruch in Linders Erzählung geeignet, den Richtern die Begründetheit der Scheidung darzulegen. Und in der dem eigentlichen Scheidungsprozess vorgängigen ersten aktenkundigen Verhandlung, in welcher Marie Linders armenrechtlicher Anspruch auf kostenlose Prozessführung abgeklärt wird, weist er auch in genau diesem Sinn ausdrücklich darauf hin: Was seine Frau über seine Treulosigkeit ausgesagt habe, sei „in allen Teilen richtig, nur hat sie nichts von ihren Fehlern gesagt. Wie ich mit andern Frauen zu tun gehabt habe, so hat sie mit Männern Umgang gehabt und zwar ganz besonders seit letztem Neujahr." Nur dies eine erläutert Jakob Linder in aller Kürze, am 18. Mai 1915, konfrontiert mit den Ehebruchsvorwürfen seiner Frau. Doch genau das ist ihm nicht das Wesentliche: „Ich habe", so schließt Linder seine knappe Aussage, „eine eingehende Beschreibung unseres Ehelebens niedergeschrieben und werde eine Abschrift davon zu den Akten geben."[12]

Sind die Scheidungsklage seiner Frau und der eigene Scheidungswille Anlass für Jakob Linders Erzählen, so schießt dessen Sinn über die Begründung dieses Scheidungswillens hinaus – gerade so wie der Akt des Schreibens aus der Situation der Gerichtsverhandlung hinausgreift: Jakob Linder hat sich hingesetzt, hat sich über vier linierte Seiten gebeugt und sie ausgefüllt, ist aus der Szenerie vor Gericht hinausgetreten, in der auf einen Vorwurf eine Entgegnung folgen muss, die vom Vorwurf gefangen ist und in den Themen, die dieser vorgibt. Und in der Erzählung geht es dann tatsächlich um etwas anderes: In der Erzählung geht es nicht um Marie Linder, die *mit Männern Umgang hat*, sondern um den andern, der an Jakob Linders Stelle im Bett seiner Frau liegt und Güter mitbringt. Gleichsam spiegelbildlich verflechten sich in der Person dieses Andern die beiden thematischen Stränge von Jakob Linders Erzählung, die Liebe und das Ökonomische, und zwar als die Qualitäten, die diesen geeignet machen, Marie zu heiraten, während umgekehrt er, Jakob Linder, ihr weder das eine noch das andere zu bieten hat, weil ihm das eine nie gelungen und das andere unter den Händen zerronnen ist. Und so ist denn auch die Passage über den andern Mann wider die Beiläufigkeit, die ihr Ort im Gang der Erzählung nahe legt, alles andere als nebensächlich: Erscheint sie ganz am Ende, wie eine fast zufällig auch noch fallen gelassene Bemerkung, so ist sie doch zugleich Flucht- und Angelpunkt der Erzählung. Alles drängt auf sie hin, kaum eine Interpunktion trennt sie, wo sie endlich anhebt, selbst das „u." verliert atemlos den Punkt, schnell muss gesagt sein, was ans Schmerzliche rührt, gerade so, dass der flüchtige Leser es auch übersehen könnte. Von diesem Schluss her erzählt Jakob Linder und gegen ihn erzählt er an – es geht um den andern und das heißt: Es geht um ihn.

12 Aussage des Ehemannes, Amtsgerichtsverhandlung 18.5.1915, Vernehmungsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3478, 155/15.

In dieser Passage erschließt sich die Erzählung als eine, die auf die Person und das Selbstverständnis des Schreibenden bezogen ist und in diesem Bezug ihren Sinn hat, als eine Interpretation des Erlebten und Geschehenen, die sinnhaft auf das erzählende Selbst und dessen Gegenwart bezogen ist. Die Gegenwart des schreibenden Jakob Linder ist der Moment, in dem er nicht als Schuhmacher, sondern als Handlanger sein Brot verdient, und sie ist der Moment, in dem er erkennt, dass ein anderer seinen Platz einnimmt und ihm vor Augen führt, dass nicht einfach die Ehe zerbrochen, sondern er als Ehemann gescheitert ist im Bemühen um die familiale Subsistenz und die Liebe zu seiner Frau. So offenkundig und so rechenschaftspflichtig ist dieses Scheitern, dass es zu einem veritablen *Geständnis* Anlass gibt, zu einer Erzählung im Bewusstsein um eine nicht eingelöste Schuldigkeit oder Verpflichtung.

Im Konjunktiv aber, das dieses Scheitern ihm belässt, erzählt Jakob Linder sich als einen, dessen Eigenschaften dieses Geschehen als gewissermaßen unberechtigt und damit seine Schuld als verzeihlich ausweisen. Indem er sein ökonomisches Scheitern als eines schildert, das nichts mit seiner Person zu tun hat, nichts mit allfälliger Faulheit oder mit Unverstand, aber alles mit ungünstigen finanziellen Voraussetzungen und den Expansions- und Monopolgelüsten der Schuhfabriken, präsentiert er sein Arbeitsvermögen: Ein *arbeitsamer* Linder wäre er, wie sein Vater einer war, der zwar auch unter einer *gedrückten finanziellen Lage* litt, dessen Fleiß aber nicht in Frage stand, war er doch *überall bekannt u. geliebt*. Und indem er offen legt, dass er nie Liebe empfand zu dieser Frau, die recht eigentlich zufällig zu seiner wurde, weist er sich als einen aus, der um die Bedeutung der Liebe für eine Ehe wüsste und sogar sehr viel Gewicht auf solches legen würde. Kurz: ein *rechtschaffener* Ehemann und Familienvater wäre er, ein Sohn nach dem Bild seines allseits respektierten Vaters.

Lässt sich die Arbeitsamkeit belegen mit den im Schreiben angeführten Zeichen der Anerkennung seitens der reisenden Kaufleute, die noch einem dem sicheren Konkurs entgegengehenden Schuhmacher die Treue halten, so soll der Liebeswille Glaubwürdigkeit finden, indem er in der Erzählung sozusagen fortgesetzt wird: Dass Jakob Linder die Gefühle Maries, die ihm *Liebe erzeigte* und um seine Liebe nachfragte, nie erwidern konnte, das ließe sich auch Mängeln ihrer Person zurechnen – und tatsächlich finden sich solche. Über die Zeit unmittelbar vor dem Konkurs schreibt Jakob Linder:

> Weil ich dann zuviel bedr. allem erwähnten auf mir hatte, konnte ich auch folge dessen nicht mehr bei der Arbeit sein, ich musste bald hier u. bald dort sein und dann gings im Geschäft auch wie es macht, den meine Frau ist gar nicht gesinnt, führ ein Geschäft zu führen, trotzdem letztere arbeitsam war, aber sie schreibt sehr ungern, ich musste immer schimpfen, wenn ich nach Hauss kam, wegen der Schreiberei, denn viel wurde nicht eingeschrieben, oder wurde dann zum zweiten mal noch abgefordert u so verlor man auch Kundschaft.

Marie Linder war, so suggeriert ihr Ehemann, durchaus nicht unbeteiligt am schlechten Gang der Geschäfte, ohne *Sinn* für das Administrative war sie und unbehaglich in der Buchführung. Doch lässt er auch die Gelegenheit nicht aus, ihr im selben Satz Arbeitsamkeit und damit guten Willen zu attestieren und sie so auch wieder aus einer möglichen Schuld zu entlassen.

Ähnlich funktioniert die Passage über etwas anderes, das Marie Linder nicht recht gelingen wollte. Auf die Stelle in der Mitte der Erzählung, in welcher es um die mangelnde Liebe geht und um die nicht erfüllte Hoffnung auf eine Änderung des Gefühls, folgt etwas, das dies erklären könnte:

> Meine Frau hatte auch das arge Übel, das Bettnässen, welche Schwäche sie nach ihren Aussagen, von Kind auf hatte, wahrscheinlich durch elterliche Vernachlässigung u. bei geschl. Verkehr sie sich dess Übels sehr geplagt fühlte. Erst nach Verheiratung bemerkte ich diss Übel u. sie gestand mir dann, dass nichts mit ärztlicher Hilfe zu machen sei u sie schon in lediger Zeit, schuld dessen, die Stellen ändern musste.

An diese Passage schließt dann zwar auch ganz sinnlogisch diejenige an, in welcher Jakob Linder schildert, dass er sich von *ehelichen Verpflichtungen*, deren eine wesentliche der sexuelle Verkehr ist, zunehmend zurückgezogen habe. Doch erklärt dann im gleichen Satz nicht das Bettnässen diesen Rückzug, sondern die schlichte Tatsache *weil ich eben keine Liebe und Freude hatte zu meiner Frau*. Und explizit als Beispiele für die ehelichen Pflichten, von denen er sich zurückgezogen hat, führt Linder immer noch im selben Satz nicht den sexuellen Verkehr an, sondern den Spaziergang und die Hochzeitsreise. Zwar verweist beides auch auf das Sexuelle, geht aber darin nicht auf. Das Bettnässen erklärt so wohl die Unbehaglichkeit in der körperlichen Intimität und lässt auch eine somatische Abneigung vermuten, aber es erklärt die Abwesenheit von Liebe nicht. Legt die Erzählung einerseits eine solche Engführung der Assoziationskette nahe, so bricht sie andererseits zugleich aus ihr aus, indem sie das Fehlen der Liebe den Misslichkeiten im geteilten Bett voraussetzt und mit Zeichen arbeitet, die das ‚Ganze' einer gelungenen ehelichen Beziehung codieren. Und darin relativiert der Schreibende Marie Linders Verantwortlichkeit für die missglückte Liebe, derer er sie bereits in der Passage über das Bettnässen enthebt, indem er dieses *elterlicher* Nachlässigkeit zuschreibt. Obschon – und auch das legt Jakob Linder nahe: Hätte er um das Bettnässen des Mädchens Marie gewusst, er hätte sie vielleicht nicht geheiratet.

Die beiden Passagen über das *Schreiben* und das *Bettnässen* sind hoch ambivalent: Suggerieren sie wenn nicht eine Schuld, so doch eine Mit-Verantwortlichkeit der Ehefrau für das Scheitern der Geschäfte und des Liebesverhältnisses, so relativieren sie diese zugleich und weisen Marie Linder als liebenswert im Wortsinne aus und damit Jakob Linders Bemühen, ihr die entsprechenden Gefühlen entgegenzubringen, als wahrhaftig. In dieser Ambivalenz tritt die Ungewissheit zutage, in der Jakob Linder bei allem Bemühen um Verstehen und Erklären verfangen bleibt, wenn es missglücktes Lieben plausibel zu machen gilt: Es bleibt, dass einer, der sich um die Liebe bemüht, *einfach keine Liebe* hat zu einer Frau, die doch liebenswert wäre. Das erklärt ihm das Scheitern der Ehe und das ist selbst nicht erklärlich und ringt ihm eine eigentliche Kapitulation vor dem ab, was eine humanistisch gebildete Zeitgenossin im Rekurs auf Diotima das „Dämonium der Liebe"[13] nannte und was Jakob Linder mit dem schlichten *einfach* einfängt: eine Willkür der Gefühle, die sich allen Erklärungsansprüchen verweigert – der Eigensinn Amors sozusagen.

13 Vgl. Grete Meisel-Hess, Die sexuelle Krise, Jena 1909, 139ff.

Wie es im Text keine Kausalität gibt zwischen einem ökonomischen Unverstand des Schuhmachers und dem Konkurs, so gibt es auch keine Kausalität zwischen einem emotionalen Unvermögen des Ehemannes und der Abwesenheit von Liebe. Nicht Mängel seiner Persönlichkeit, keine Unfähigkeit und kein Unwille machen ihn ersetzbar, so geht Jakob Linders Erzählung, sondern die Schuhfabriken und die Willkür Amors. Und das berechtigt schließlich zum allerletzten Satz der Erzählung: „ich habe vier nette, intelligente Kinder", schließt Jakob Linder, „welche mir sehr lieb sind u am Herzen liegen u für zwei davon habe ich unterkunft bei meinen Eltern in Langnau." Um diese Antwort auf seine Erzählung ringt Jakob Linder: Ließen ihm die Richter zwei der vier Kinder, so hieße das, dass man ihm glaubte, was er erzählt, dass man ihn als einen fürsorglichen Vater anerkennen würde, dass er als der rechtschaffene Mann, der er ist, durch einen andern nicht vollständig zu ersetzen wäre. Gerade weil diese Erzählung ihre Adressaten in einem Richtergremium hat, löst sich ihre Bedeutung nicht in schlichter Prozessstrategie auf. Wohl erzählt Jakob Linder das, von dem er glaubt, dass es Anerkennung findet, doch hat gerade diese Anerkennung seitens einer besonders hohen normativen Instanz für ihn eine existentielle Bedeutung, geht es doch in ihr um nichts weniger als um die objektive Bestätigung der Wahrhaftigkeit subjektiven Seins und Erfahrens.

Das erschütterte Selbst und die andern. Erzählung, Identität, Erfahrung

Jakob Linders Erzählen lässt sich zunächst interpretieren als eine Bewältigung der gedoppelten Dissonanz von ökonomischem und emotionalem Scheitern einerseits und einem Selbstverständnis, das in Arbeitsamkeit und Bereitschaft zur Liebe begründet ist, andererseits. Mittels der Erzählung rechnet Jakob Linder diese Dissonanz der Unerbittlichkeit der Fabrikanten und den Fatalitäten der Herzensdinge zu und ebnet sie im Konjunktiv ein hin zum ‚Eigentlichen' seiner Person, das die Erzählung behauptet. Darin wird die Bewältigung von Dissonanz zum Versuch, ein subjektives Selbstverständnis zu wahren angesichts eines Geschehens, das dieses dementiert und erschüttert. Die Erzählung als solcher Akt der Selbstvergewisserung kann im engeren Sinne auf Identität bezogen werden, wenn Identität verstanden wird als eine Formung von Subjektivität, eine „Formung des Selbst- und Weltverhältnisses" einer Person, die auf die Einheit der Person und die Kontinuität ihrer Lebensgeschichte gerade angesichts widersprüchlicher und diskontinuierlicher Erfahrungen zielt. Solche Identität schichtet sich biographisch auf und ist institutionell gesichert, sie bleibt aber auch ein unabgeschlossener Prozess, ein immer vorläufiges Resultat bedeutungsstrukturierter und Bedeutungen schaffender Handlungen und psychischer Akte des Denkens, Fühlens und Wollens.[14]

Die autobiographische Erzählung in ihrer konventionellen Form als ‚Geschichte eines

14 Vgl. zu diesem hermeneutisch-pragmatischen Identitätsbegriff, der psychoanalytische und symbolisch-interaktionistische Ansätze kritisch einarbeitet und der mir für die Historische Kulturwissenschaft wie für die Geschlechtergeschichte außerordentlich anschlussfähig scheint (und gerade auch eine dezidiert historische Perspektivierung nahe legt): Jürgen Straub, Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs, in: Aleida Assmann u. Heidrun Friese Hg., Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität 3, Frankfurt a. M. 1998, 73–104, paraphrasierte Stellen auf 93ff, sowie jüngst nun im Begriff der

Lebens', mit einem Anfang und einem (vorläufigen) Ende, mit einer Chronologie und einem sinnhaften Fluchtpunkt ist ein privilegierter solcher Akt, lassen sich doch mit ihr ungeordnet vielfältige und gar widersprüchliche Ereignisse und Widerfahrnisse in einen übergreifenden und kohärenten Sinnzusammenhang und in den kontinuierlichen Gang einer linearen Geschichte einfügen, in die Geschichte eines ‚Ich' eben, das einen Ort und einen Weg in der Welt hat. Wenn ein – immer situativ und historisch unterschiedliches – Maß an Sinn für Kontinuität und Kohärenz des eigenen ‚Ich' und seiner Geschichte Identität stiftet, dann ist das, was Pierre Bourdieu die „biographische Illusion" nennt, eine notwendige und wirklichkeitsmächtige Illusion. Inspiriert und motiviert „vom Bemühen um Sinngebung und Plausibilität, um das Aufdecken einer gleichzeitig retrospektiven und prospektiven Logik, um Konsistenz und Konstanz", entspricht die autobiographische Erzählung diesem Bemühen, indem sie „einsehbare Zusammenhänge – etwa in der Form von Kausalitätsbeziehungen – zwischen sukzessiven Zuständen etabliert und diese derart als Etappen einer notwendigen Entwicklung ausweist".[15] Genauso ermöglicht es die lebensgeschichtliche Erzählung Jakob Linder, sich als einen zu schreiben, der trotz allen Scheiterns noch der ist, der er immer war oder zumindest ‚eigentlich' wäre: einer, der zwar eingestehen muss, dass er seine Ehefrau nicht zu lieben vermochte, aber noch derselbe ist, der einst mit dem Herzen zu suchen wusste, und deshalb liebesfähig genannt werden kann; einer, der eingestehen muss, dass ihm das Wirtschaften nicht gelang, aber noch derselbe ist, der fleißig seine Geschäfte führte und sich deshalb der arbeitsame Sohn seines Vaters nennen darf. In solcher Kontinuität und Kohärenz wider alle erfahrene Dissonanz stiftet die Erzählung Identität und darin vergewissert sich Jakob Linder seiner selbst.

Identität ist in konstitutivem Sinne zeitlich, bezogen nicht nur auf die Gegenwart, die hier die Situation der Scheidung und der Moment des Schreibens ist, sondern auch auf die gemachte Erfahrung, die sich das ‚Ich' als seine Geschichte vergegenwärtigt und das heißt: die aus Spuren und Deutungen der Vergangenheit entsteht.[16] Die Erfahrung, die eine Vergewisserung von Selbstverständnis, eine Formung von an Identität orientierter

„transitorischen Identität" gefasst: Joachim Renn u. Jürgen Straub, Transitorische Identität, in: dies. Hg., Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst, Frankfurt a. M./New York 2002, 10–31.

15 Ich zitiere in eigener Übersetzung aus dem französischen Original: Pierre Bourdieu, L'illusion biographique, in: Actes de la recherche en sciences sociales, 62/63 (1986), 69–72, 69. Eine – an der hier verwendeten Stelle m. E. nicht ganz präzise – deutsche Übersetzung findet sich in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 3 (1990), 75–81. Zum autobiographischen Schreiben als privilegierter Akt der Stiftung und Wahrung von Identität aus verschiedenen theoretischen Perspektiven: Paul Ricoeur, Narrative Identity, in: Philosophy Today, 35 (1991), 73–81; Cornelia Bohn u. Alois Hahn, Selbstbeschreibung und Selbstthematisierung: Facetten der Identität in der modernen Gesellschaft, in: Herbert Willems u. Alois Hahn Hg., Identität und Moderne, Frankfurt a. M. 1999, 33–61; Wolfgang Kraus, Falsche Freunde. Radikale Pluralisierung und der Ansatz einer narrativen Identität, in: Renn/Straub, Identität, wie Anm. 14, 159–186. Außerdem aus der Biographieforschung zum Beispiel: Bettina Dausien, Erzähltes Leben – erzähltes Geschlecht? Aspekte der narrativen Konstruktion von Geschlecht im Kontext der Biographieforschung, in: Feministische Studien, 19, 2 (2001), 57–73; Reinhard Sieder, Gesellschaft und Person: Geschichte und Biographie. Nachschrift, in: ders. Hg., Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen, Wien 1999, 234–264.

16 Vgl. hierzu: Peter Wagner, Fest-Stellungen. Beobachtungen zur sozialwissenschaftlichen Diskussion über Identität, in: Assmann/Friese, Identitäten, wie Anm. 14, 44–72, 68ff.

Subjektivität veranlasst, geht aber ihrerseits dieser Formung, dem Erschreiben von Identität nicht einfach voraus. Das lebensgeschichtliche Erzählen ist nicht nur als Akt von Identitätsstiftung zu lesen, sondern auch als Artikulation von Erfahrung, als Wendung des Widerfahrenen in Erfahrenes. In der Erzählung Jakob Linders, so die Lesart, die ich in diesem Sinn hier vorschlagen möchte, artikuliert sich die objektive Dissonanz von Scheitern und Selbstverständnis als die subjektive Erfahrung eines durch den Verlust von Anerkennung erschütterten Selbst: Jakob Linder erfährt sich als einen, dessen Arbeitsamkeit und Liebeswunsch ins Leere gehen und qua ihrer Erfolglosigkeit in Frage gestellt werden können – von der Ehefrau, die einen andern zu sich in Haus und Bett lässt, aber auch von denjenigen, denen der Konkurs nicht verborgen blieb und denen die Abwesenheit von Liebe zwar verheimlicht wurde, die indes auch hätten sehen können, dass es keine Hochzeitsreise und keine Spaziergänge gab. Erst dieser Verlust macht das Ringen um Anerkennung sinnhaft und die Erzählung dringlich. Er stiftet diese und artikuliert sich zugleich in ihr und durch sie. Und dieser Verlust selbst aber und die Erschütterung, die er bewirkt, sind ihrerseits nicht irreduzibel, sondern sinnhaft in Bezug auf spezifische Bilder und Gestalten des familienväterlichen und ehemännlichen Selbst.

Eine solche Verwendungsweise des Erfahrungsbegriffs bezieht Erfahrung auf Subjektivität, auf das ‚Ich', das Erfahrungen macht. In der Erfahrung sind Ereignisse aufbewahrt als das, was den Einzelnen widerfährt, ist die Welt aufgehoben als eine, der sie begegnen, zu der sie sich verhalten müssen und zu der sie sich in Beziehung setzen als die, die sie sind und zu denen sie zugleich in der Artikulation ihrer Erfahrung immer wieder neu werden. Ein solcher Begriff von Erfahrung aber lässt Subjektivität gerade nicht im Außerhalb des Sozialen, jenseits von ökonomischen, sozialen, diskursiven Strukturen und Bedingungen aufgehen, sondern begreift Erfahrung als die Einheit der Differenz von unmittelbarem Erleben und von sozial situierter und auf kulturelle Deutungsressourcen verwiesener Aneignung von Welt. Der Erfahrungsbegriff ist so heuristisch in Anwendung gebracht, indem zwei Dimensionen in den Blick genommen werden, die sich nur analytisch trennen lassen und jedenfalls nicht gegeneinander auszuspielen sind: Einerseits geht es um das, was den Einzelnen widerfährt, was in seiner Augenblickhaftigkeit und seiner radikalen Unmittelbarkeit nie ganz eingeholt werden kann, aber zugleich immer schon nach Vermittlung im Sinne von sinnstiftender Interpretation und von auf intersubjektive Nachvollziehbarkeit angelegter Repräsentation verlangt. Andererseits geht es um diese Akte der Interpretation, in welchen dem Widerfahrenen Sinn abgewonnen wird, und um die Formen der Repräsentation in Gesten, Worten, Symbolen.[17]

17 Darauf zielen unterschiedlich explizit und unterschiedlich dezidiert viele aktuelle und aber auch schon ältere Vorschläge einer Konzeptualisierung oder Verwendungsweise des Erfahrungsbegriffes. Was durchaus nahe liegt, denn einerseits würde „Erfahrung" als Begriff und Kategorie schlichtweg obsolet, würde sie gleichgesetzt mit Sinnstiftung und Repräsentation, während andererseits ein Erfahrungsbegriff, der vollständig losgelöst wäre von Sinn und Sozialität, in einer sozial- und kulturwissenschaftlichen Perspektive auf Gesellschaft und Individuum gar nicht begründet werden könnte. Vgl. besonders prägnant und dezidiert im Rückgriff auf wissenssoziologische Ansätze die Beiträge von Ute Planert, Nikolaus Buschmann und Horst Carl sowie Jutta Nowosadtko in: Nikolaus Buschmann u. Carl Horst Hg., Die Erfahrung des Krieges. Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg, Paderborn u.a. 2001; Hubert Knoblauch, Kommentar, in: Paul Münch Hg., „Erfahrung" als Ka-

Darin liegt für die historische Arbeit zugleich eine Beschränkung und eine Erweiterung: Zum einen ist Erfahrung nur als Artikulation von Erfahrung zu haben. Zum andern erschließen die Formen und Gestalten dieser Artikulation einen Zugang zu historischen Subjektivitäten in einem zweifachen Sinne: einerseits zu den subjektiven Aneignungen von Welt, andererseits zu historisch spezifischen Gestaltungsweisen der Formung von Subjektivität, zur Bildung des Selbst, des ‚Ich'. Erfahrung lässt sich dann durchaus als etwas begreifen, was das Subjekt konstituiert, was die „Geschichte eines Subjektes" ist.[18]

Damit wird nicht – wie häufig und in meinen Augen kurzschlüssig so interpretiert – Erfahrung gleichsam zwangsläufig auf Diskurs reduziert. Der entscheidende Punkt ist, wie die Formung von Subjektivität begriffen wird, denn nur wenn wir diese auf rein kognitive Prozesse verkürzten oder gar Subjektivität auf eine Abbildung von Diskursivität in der kleinsten sozialen Einheit des Individuums reduzierten, würde das zugleich heißen, dass damit Erfahrung in Diskurs aufgelöst wird.[19] Dies macht aber ebenso wenig Sinn wie die Annahme eines von Sozialem, von wechselseitigen Beziehungen und Strukturen (und dazu gehören Diskurse ebenso wie ökonomische und soziale Verhältnisse) unbeleckten subjektiven Seins und Erfahrens. In den oben angeführten knappen Ausführungen zu den hier verwendeten Begriffen von Identität und Erfahrung sollte das zumindest andeutungsweise deutlich geworden sein; ich möchte dies im Folgenden aber nicht theoretisch weiter ausführen, sondern aus dem Material zu erschließen versuchen.

Jakob Linder vergewissert sich seines subjektiven Selbstverständnisses nicht nur, indem er schreibend sich selbst sinnhaft macht, was ihm widerfährt, sondern indem er sich

---

tegorie der Frühneuzeitgeschichte, Historische Zeitschrift, Beihefte N.F., 31, München 2001, 333–337; Hunt, Psychoanalysis, wie Anm. 4, 16; Karin Hartewig, „Wer sich in Gefahr begibt, kommt [nicht] darin um", sondern macht eine Erfahrung! Erfahrungsgeschichte als Beitrag zu einer historischen Sozialwissenschaft der Interpretation, in: Berliner Geschichtswerkstatt Hg., Alltagsgeschichte, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, Münster 1994, 110–124; Gérard Noiriel, Pour une approche subjectiviste du social, in: Annales ESC, 6 (1989), 1435–1459, 1452ff; Edward P. Thompson, Das Elend der Theorie. Zur Produktion geschichtlicher Erfahrung, Frankfurt a. M./New York 1980, 225. Schließlich lohnt es an dieser Stelle auch, Foucault wiederzulesen, der „unter Erfahrung die Korrelation versteht, die in einer Kultur zwischen Wissensbereichen, Normativitätstypen und Subjektivitätsformen besteht", vgl. Michel Foucault, Der Gebrauch der Lüste, Sexualität und Wahrheit, 2, Frankfurt a. M. 1989, 10. Alle diese Ansätze bieten Ausgänge aus einer in Dichotomien verfangenen Erfahrungsdebatte in der Geschlechtergeschichte. Vgl. zu einem dezidierten Postulat der Überwindung der „Bipolarität von Diskurs versus Erfahrung", das unter anderem einen Ausgang in einer Geschichte der Subjektivitäten ortet: Kathleen Canning, Problematische Dichotomien. Erfahrung zwischen Narrativität und Materialität, in: Historische Anthropologie, 10, 2 (2002), 163–182. Vorsicht scheint mir allerdings dann geboten, wenn dieses Postulat seinerseits in neue Dichotomisierungen wie etwa die zwischen „Subjektivität" und „Identität" mündet (177f).

18 Vgl. Joan W. Scott, The Evidence of Experience, in: Terrence McDonald Hg., The Historic Turn in the Human Sciences, Michigan 1996, 379–406, 397.

19 Gegen die Reduktion von Erfahrung auf Kognitives hat Barbara Duden an der erwähnten HistorikerInnentagung für Frauen-, Männer- und Geschlechtergeschichte (vgl. Anm. 1) einmal mehr mit Nachdruck hingewiesen. Und auch – was mir besonders wichtig scheint – darauf, dass der Kollaps von „erfahrenem Wissen" in „mitgeteilte Kenntnisse", wie er nicht nur die Erfahrungsdebatte in der Geschlechtergeschichte, sondern auch die Selbstwahrnehmung der Subjekte im späten 20. Jahrhundert prägt, im Sinne einer Geschichte der Gegenwart historisch zu analysieren ist.

an andere richtet, von denen er sich eine Anerkennung seiner Erzählung und seiner selbst erhofft. Die Erzählung ist ein Akt innerhalb einer sozialen Transaktion und erst die Anerkennung des Erzählten schlösse ab, was sich im Medium des Erzählens als identitätsstiftender Akt und Artikulation von Erfahrung vollzieht:[20] Wenn der imaginäre Blick der andern das schreibende ‚Ich' erschüttert, dann verlangt umgekehrt auch die Vergewisserung dieses ‚Ich' und die Artikulation seiner Erfahrung, die Bestätigung von Subjektivität nach diesen andern – nicht nur als die, die vorgestellt oder buchstäblich hören oder lesen, sondern als diejenigen, die das Erzählen und das Erzählte sozusagen ratifizieren, indem sie es intersubjektiv nachvollziehen. Wie aber diese Bezüge zu andern zu historisch spezifischen Zeiten, in sozial und kulturell spezifischen Kontexten beschaffen sind, wie unvermittelt oder vermittelt, und wer die jeweils relevanten andern sind – das ist eine empirische Frage.[21]

Im Fall Jakob Linders sind es diejenigen, die sehen und wissen könnten, die Nachbarn, denen das vereinzelte ein und aus im Haus nebenan nicht entgeht, aber auch die Verwandten, die das Paar zur Hochzeitsreise verabschieden würden, wenn es denn eine unternähme, die Kaufleute, die sehen, dass nicht getrunken wird, auch die Richter, die durch den Prozess involviert werden und an die als normative Instanz es ein *Geständnis* zu richten gilt. Hingegen tauchen in Linders Erzählung keine Paartherapeuten und keine medial vermittelte und inszenierte Öffentlichkeit auf, die uns heute zu Technologien der Introspektion anleiten und uns die foucaultsche „Wahrheit" über unser Lieben und unser Selbst sagen. Was Jakob Linder die Wahrheit über sich vermittelt, das ist zum einen der Blick der räumlich, sozial oder aber situativ nahen anderen, und das ist zum andern die Genealogie: der Vater, nach dessen Bild von Rechtschaffenheit der Sohn geschaffen ist. Dass die Mutter nicht erwähnt wird, von der angenommen werden kann, dass sie ihren gewichtigen Teil zur elterlichen Familienökonomie beigetragen hat, in die Jakob Linder sein ‚Ich' ursprünglich einschreibt, verweist nochmals auf das, was es zu kitten gilt: die fraglich gewordene Gewissheit familienväterlicher und also spezifisch männlicher Rechtschaffenheit. Hier, in diesen Bezügen auf die konkreten und nahen anderen und auf die Genealogie, liegt ein Aspekt des historisch, aber auch sozial spezifischen Ortes von Jakob Linders ‚Ich', eine spezifische Gestalt oder Bedingung der Formung von Subjektivität, wie sie im Verlauf des 20. Jahrhunderts an Gewicht verlieren sollte zugunsten von in weitestem Sinne psychologisierten Subjektivierungsweisen.[22]

---

20 Vgl. zur Erzählung als Akt innerhalb einer sozialen Transaktion: Barbara Herrnstein-Smith, Narrative Versions, Narrative Theories, in: Critical Inquiry, 7 (1980), 213–236, 232.

21 Vgl. als formale Theorie zur Konstituierung von Subjektivität durch Intersubjektivität, die dem hermeneutisch-pragmatischen Identitätsbegriff unter anderem zugrunde liegt: Georg Herbert Mead, Geist, Identität und Gesellschaft [1934], Frankfurt a. M. 1998. Damit ist die Frage nach der Bildung von Subjektivität formal beantwortet und die empirische Frage nach deren historisch und soziokulturell verschiedenen Formen gestellt. Diese Frage öffnet Zugänge zu einer Geschichte historischer Subjektivitäten jenseits ahistorischer Psychologismen. Vgl. hierzu auch: Lynn Hunt, Psychologie, Ethnologie und „linguistic turn" in der Geschichtswissenschaft, in: Hans-Jürgen Goertz Hg., Geschichte. Ein Grundkurs, Hamburg 1998, 671–693.

22 Vgl. zu einer Geschichte psychologisierter Subjektivierungsweisen im 20. Jahrhundert: Nikolas Rose, Inventing Our Selves. Psychology, power and personhood, Cambridge 1996 und ders., Governing the Soul, The Shaping of the Private Self, London/New York 1989.

Wenn es darum geht, erzählend einen auf intersubjektive Verstehbarkeit angelegten Sinn zu stiften, dann ist solcher Sinn freilich nicht zu haben ohne ein kollektiv geteiltes *imaginaire social*, ohne kulturelle Ressourcen der Sinnstiftung. In den Archiven kultureller Deutungstraditionen ist abgelegt, was Jakob Linders Erzählung als Selbstverständlichkeit zugrunde liegt: dass nämlich ein rechtschaffener Ehemann und Familienvater einer ist, der arbeitsam und liebeswillig ist. Ich lasse im Folgenden die Dimension der Arbeitsamkeit beiseite, die mir in der Forschung reichlich bestätigt scheint als relevanter Faktor männlichen Seins, und konzentriere mich stattdessen auf die Liebe, der nicht selten die Relevanz sowohl für männliche wie auch für nicht-bürgerliche Subjekte abgesprochen wird.

Die Liebe lernen, die Liebe haben. Paradoxien des Gefühls

Jakob Linders Erzählung würde nicht ‚funktionieren', sie hätte und machte keinen Sinn, wäre sie nicht eingebettet in ein zeitgenössisches alltagstheoretisches Verständnis von Ehe und Liebe, auf das Jakob Linder sich selbstverständlich beziehen kann, ohne es explizieren zu müssen. Da ist zunächst die Vorstellung, dass Liebe mehr ist als sexuelle Gemeinschaft und gemeinsames Wirtschaften – beides war in der Linder'schen Ehe zumindest anfänglich da – und dass eine Ehe dann gelungen ist, wenn in ihr solche Liebe wohnt, oder zumindest dass am Fehlen von Liebe eine Ehe zerbrechen kann. Das lässt sich nicht nur in hochkulturellen literarischen und theoretischen Thematisierungen der Ehe finden, das bestätigt auch in der Klageschrift Marie Linders Anwalt: Die Ehe, hält der Anwalt knapp fest, sei „durch das Verhalten des Ehemannes … bloss noch ein rechtliches Band" gewesen. Dieses Verhalten aber, das die Ehe all dessen entkleidete, was eine Ehe jenseits ihrer rechtlichen Bindung ausmacht, bestand darin, dass dem Ehemann „seine Frau nichts oder nicht viel sagte".[23] Freilich ist damit zunächst wenig darüber gesagt, was als Liebe gilt, was da gewesen wäre, wenn Marie Linder ihrem Mann *etwas gesagt* hätte, ihn angegangen wäre, ihm am Herzen gelegen hätte. Tatsächlich ist die Liebe ein definitionsoffener Begriff, anschlussfähig für vieles, was die Binnenseite der ehelichen Beziehung ausmachen kann – Fürsorge, Respekt, Leidenschaft, Freundschaft und anderes mehr tritt in der Rede über die Ehe vor Gericht als Liebe in Erscheinung.[24]

Aus Jakob Linders Erzählung erfahren wir wenig darüber, was er Liebe heißen würde, er buchstabiert die Liebe nicht, gibt nur den Verweis auf eine gefühlte Zugehörigkeit, auf den *Anschluss*, den er einst gesucht und in Marie Linder nicht gefunden hatte. Doch genau darin ist sie vielleicht auch vollständig beschlossen, die Liebe, die er meint und über deren Wesen er auch deshalb nicht viele Worte verlieren muss, weil es etwas anderes zu erklären gilt. Er, der rang mit der nicht vorhandenen Liebe, muss sich und den andern stattdessen einsichtig machen, wie es gehen kann, dass die Liebe nicht da ist, obschon man *friedlich beisammen* lebt. Denn genau da schließt eine Vorstellung über das Werden

23 Klageschrift der Ehefrau, 15.10.1915, StAB, Bez. Bern B 3478, 155/15.

24 Vgl. hierzu: Caroline Arni, Das kultivierte Gefühl. Liebe als Freundschaft in der Ehe um 1900, in: WerkstattGeschichte, 28 (2001), 43–60, bes. 49ff.

von Liebe an: die nämlich, dass die Liebe sich einstellen kann, wenn man erst einmal guten Willens zusammenlebt, dass, wie Jakob Linder sagt, *es ändern* kann, dass die Liebe, wie Volksmund und vernünftige Eltern sagen, „gelernt" werden kann in der Ehe. Diese traditionsreiche – wiewohl semantisch von der romantischen Liebe überrollte – Deutung greift noch der sozialphilosophische Diskurs um 1900 auf. So schreibt etwa Georg Simmel in seinen Ausführungen über die Treue: „Die banale Weisheit, die man oft gegenüber konventionellen oder aus rein äußeren Gründen geschehenden Eheschließungen hört: die Liebe käme schon noch in der Ehe – ist tatsächlich nicht immer im Unrecht."[25] Diese Vorstellung schafft die Aussagebedingungen für die Passage über die Heirat, in welcher Jakob Linder unterscheidet zwischen dem *Müssen* und dem *Wünschen*: Er unterscheidet materielle Notwendigkeit und Emotionales – aber nur, um daran mit der *Hoffnung* anzuschließen, dass beides in der Zeit zusammenfallen könnte, dass die Frau, die gebraucht wird, auch die werden könnte, die gewünscht ist, der er sich mit dem Herzen *anschließen* könnte.[26]

Dass sich die Dinge aber nicht änderten, jedenfalls nicht zur Liebe hin, das stellt sich im Kontext dieser Vorstellung durchaus als eine Art Rätsel dar – doch auch dafür findet sich eine Erklärung in den Archiven kultureller Deutungstraditionen, eine, die aus dem Rätsel selbst besteht, die es als solches belässt und es als solches in sein Recht einsetzt: Es ist die Vorstellung von der Liebe als Himmels- und Schicksalsmacht, die es allen einsichtig macht, dass einer eine nicht lieben konnte, obschon diese durchaus liebenswert und der gemeinsame Alltag friedfertig sein mochten. Die *rechte*, die eigentliche Liebe, die Jakob Linder gerne hätte, sie lässt sich nicht ‚wollen', sie fällt „nicht in das Gebiet des Handelns", wie Ellen Key in ihrer viel gelesenen Abhandlung über Liebe und Ethik 1905 schreibt; sie ist, so Helene Stöcker, eine „Gabe des Schicksals"; sie kommt, wie es Simmel in Abgrenzung zur Treue ausdrückt, über uns „wie Regen und Sonnenschein und ohne dass unser Wille über ihr Kommen und Gehen Herr wäre".[27]

Die Genealogien beider Liebesvorstellungen – die Pragmatik des Liebenlernens und die Liebe als Passion – lassen sich historisch weit zurückschreiben, entlang vielfältiger Verzweigungen und Überschneidungen und Verästelungen, die sich in einen weiten gesellschaftstheoretischen Bogen einschlagen lassen.[28] Doch mir kommt es hier ganz schlicht darauf an, die gleichzeitige Aktualisierung zweier Liebesvorstellungen, die in der Liebessemantik der Moderne auseinander dividiert werden, in der an ein Gericht adressierten autobiographischen Erzählung eines Schuhmachers um 1900 festzustellen – und die Selbstverständlichkeit, in der solches geschieht. Daraus lassen sich hinsichtlich dessen, was hier interessiert, drei Schlüsse ziehen: Mit Blick auf eine Geschichte der Liebe

25 Georg Simmel, Treue. Ein sozialpsychologischer Versuch [1908], in: ders., Gesamtausgabe, 8, 398–403, 400f.

26 Vgl. wegweisend zu einer nicht reduktiven Sichtweise auf Emotionales und Materielles: Medick/Sabean, Emotionen, wie Anm. 11.

27 Ellen Key, Liebe und Ethik, Berlin 1905, 26; Helene Stöcker, Ehe und Konkubinat, Sonderabdruck aus dem Publikationsorgan des Bundes „Die neue Generation", 8, 3, Berlin 1912, 4f; Simmel, Treue, wie Anm. 25, 401.

28 Etwa nach Niklas Luhmann, Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität, Frankfurt a. M. 1994; zur Ausdifferenzierung von Vernunft und fataler Passion bes. 119ff.

kann diese paradox anmutende Kopräsenz sensibilisieren für einen mindestens zweiäugigen Blick auf diese beiden Pole, wenn es um die Liebe im Europa der Neuzeit geht, für die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen und für das Mäandern der Traditionen. Mit Blick auf die hier unternommene Interpretation von Jakob Linders Schreiben bestätigt die Aktualisierung zweier einander entgegengesetzter, aber in der Erzählung ‚sinn-funktionaler' Liebesvorstellungen die oben ausgeführte Interpretation: Während die Hoffnung auf das Wachsen einer anfänglich nicht vorhandenen Liebe den Liebeswillen des Schreibenden belegt, nimmt die fatale Dimension der Liebe den Schreibenden aus der Schuld, wenn diese Hoffnung ins Leere läuft: Die Abwesenheit von Liebe lässt sich dann gleich zweifach begründet nicht einem persönlichen Unvermögen oder Unwillen dessen zurechnen, der lieben sollte. Ein dritter Schluss schließt an die Erläuterungen zu Erzählung, Identität und Erfahrung an: Jakob Linders Erzählung, in der eine ganz subjektive Erfahrung sich artikuliert, die ihm einen Akt der Vergewisserung seiner selbst abverlangt, ist auf soziale Anerkennung angewiesen und damit auf kulturelle Deutungstraditionen. Diese Verwiesenheiten auf Soziales, auf die andern und auf geteilten Sinn aber werden, wenn wir die Erzählung als Akt und Medium im Prozess der Formung von Subjektivität ernst nehmen, nicht im Modus der Nachträglichkeit relevant, sondern sind für Sein und Erfahren so konstitutiv wie umgekehrt das ganz unmittelbare, irreduzibel singuläre Erleben.

Schlussbemerkungen

Gibt die Erzählung des Jakob Linder zum einen Aufschluss über kulturelle Selbstverständlichkeiten in Sachen Ehe, Liebe und ehemännliche Rechtschaffenheit um 1900, so verweist sie zum andern auf die Bedeutung der Liebe und der Arbeitsamkeit für das subjektive Selbstverständnis eines Schuhmachers, der gerade nicht im intimen Gespräch mit einer Auserwählten, deren Herz es zu gewinnen gilt, sondern vor einer juridischen Instanz um die Glaubwürdigkeit seiner Rechtschaffenheit ringt – und dazu gehört dann eben die Bereitschaft zum Gefühl ebenso wie das ökonomische Leistungsvermögen. Daraus lässt sich nicht auf die Relevanz solchen Liebeswillens für die männliche Identität um 1900 schlechthin schließen, vielmehr zeigt sich im Vergleich mit anderen Fallstudien, dass dies besonders für die ehemännliche und familienväterliche Identität im handwerklich-bäuerlichen Milieu und im Kontext solidargemeinschaftlicher Familienformen galt. Hier waren im Konzept der „Sorge" die ökonomische Leistung für und die emotionale Bindung an Ehefrau und Kinder in einem Verhältnis wechselseitiger Bestätigung so sehr miteinander verschlungen, dass Ehemänner ihre Liebesfähigkeit gelegentlich just dann anführten, wenn sie ihre Männlichkeit von verminderter ökonomischer Leistungsfähigkeit in Frage gestellt sahen.[29] So verweist das Schreiben Jakob Linders gleichermaßen auf ökonomische und soziale Strukturen und die soziale Lage des Schreibenden, auf kulturelle Diskurse und Semantiken und auf subjektives Sein und Erfahren. Und nur wenn all diese Dimensionen im Zusammenhang analysiert werden, erschließt sich der Sinn der Erzäh-

29 Vgl. hierzu Arni, Ehe, wie Anm. 5, Kap. 3. Die bürgerlichen Männer indes waren in ein ambivalenteres Verhältnis zur Liebe verstrickt.

lung – als einer, der diesen vier ganz singulären Seiten eignet und der zugleich Aufschluss gibt über die Gesellschaft und die Zeit, in der diese vier Seiten geschrieben wurden.

Das *Geständnis* des Jakob Linder war in dem Sinn durchaus erfolgreich, als die Richter im November 1915 mit Zustimmung beider Elternteile die jüngere Tochter der Mutter, die beiden älteren Knaben dem Vater zusprachen.[30] Bei dieser Entscheidung fiel Linders Nachweis ins Gewicht, dass er seinen Eltern zur Versorgung seiner Knaben bisher pünktlich Zahlungen geleistet hatte, und vielleicht auch die Tatsache, dass er zum Zeitpunkt der letzten Gerichtsverhandlung wieder ein kleines Schuhgeschäft führte. Vermutlich – doch das bleibt Spekulation – hätte Jakob Linder zu diesem Zeitpunkt die Geschichte seiner Ehe anders erzählt. Die jedenfalls, die er im Mai desselben Jahres geschrieben hatte, die war vielleicht auch im Sinne der hier vorgeschlagenen Lesart geglückt; wenn nämlich im Schreiben das Scheitern *verjährt* wäre, wenn sich die Wirkung der Erzählung entfaltet hätte, von der Walter Benjamin schreibt: „Bedenkt man, wie der Schmerz ein Staudamm ist, der der Erzählströmung widersteht, so sieht man klar, dass er durchbrochen wird, wo ihr Gefälle stark genug wird, alles, was sie auf diesem Wege trifft, ins Meer glücklicher Vergessenheit zu schwemmen."[31] Darum ging es dem als Schuhmacher und Ehemann vorerst gescheiterten Jakob Linder im Frühling 1915: um eine Geschichte, die seine Kränkung wegspült, indem sie Schuhfabriken und Amor zu Protagonisten macht, denen mit aller Rechtschaffenheit nicht beizukommen ist. Und deshalb *erzählen* die Eheleute vor Gericht, sei es in geschlossener und betitelter Gestalt, sei es in den Fragmenten der von den Richtern hervorgelockten Sätze: sie erzählen, weil es gilt, das Ende der Ehe in ihre persönliche Geschichte und ihr Selbstverständnis einzufügen, weil mit der Geschichte ihrer Ehe die Gegenwart ihrer selbst auf dem Spiel steht und mit der Geschichte ihrer selbst die Gegenwart der Ehe.

30 Amtsgericht Bern, Verhandlung vom 10.11.1915, Urteilsprotokoll, StAB, Bez. Bern B 3478. Das vierte Kind ist im Zeitraum des Verfahrens zwischen Mai und November 1915 verstorben.

31 Walter Benjamin, Denkbilder, in: ders., Illuminationen. Ausgewählte Schriften 1, Frankfurt a. M. 1974, 309f.